Alter seit langem vorbereitet; nur daß ihr Sterbehemd, das ihre Mutter selig noch gesponnen hatte, mitverbrennen mußte, und ihre Katzen und der Rabe — das tat ihr bitter leid.

„E schöne Leich möcht i habe, Hairle!" flüsterte sie mühsam, „e schöne Leich — und wenn dr Kirchechor uf em Kirchhof singe tät: „Im Grabe ist Ruh'!" — aber er wurd nit wölle!"

Sie mußte eine Pause machen, denn der Atem versagte ihr; nach einer Weile hub sie wieder an: „'s Häusle isch guet versicheret und dr Bode isch au ebbes wert — zuere Leich und eme Kreuz und zue de Opfer langet's guet ... und was übrig bleibt — —" wieder versagte ihr die Stimme und sie schien nachzudenken: „Jo, und was überig bleibt, soll sollet d' Kinder habe. I hab d' Kinder mei ganz Lebe lang grausig gern g'het und hab g'moint, wenn mr unser Herrgott e Kind gabe tät, derno hätt' i au e schöns Alter. Aber i hab umesonst g'heiret — und d'Kinder habe mi g'fürchtet. Wenn i g'storbe bin, solle je mi nimme fürchte!"

Sie ergriff des Pfarrers Hand, schaute ihn bittend an und stammelte: „Kinderfescht — jedes e Wurscht und en Wecke ... singe — tanze — und bete ... für d' Spitzmadelhey!"

Die Worte erstarben in einem unverständlichen Murmeln. Für die Erfüllung ihres letzten Wunsches sorgte der Pfarrer gewissenhaft. Am Grabe der Hexe sang der Kirchenchor, und das Leichengefolge war größer, als wenn der reichste Bauer im Dorfe gestorben wäre. Denn zwischen ihrem Tode und dem Begräbnis lag ein Sonntag, und den nutzte der geistliche Herr, um von der Kanzel herab seinen andächtigen Zuhörern gehörig ins Gewissen zu reden. Er stellte ihnen eindringlich vor, wie sie selbst das arme Weiblein zur Hexe gestempelt hätten und wie einsam und traurig es unter ihnen in seinem hohen Alter habe leben müssen: denn achtundneunzig Jahre und elf Monate alt war die Magdalena Spitz geworden!

Und von ihrer Sterbestunde sprach er — und er fand die rechten Worte zum Herzen seiner Pfarrkinder. Sie schämten sich samt und sonders — und da sie an der Lebenden nichts mehr gutmachen konnten, wollten sie es wenigstens an der Toten tun.

Und die Kinder, von denen manches im Unverstand der Hexe einen Stein nachgeworfen hatte, waren glücklich und vergnügt auf dem Feste, das sie ihnen über das Grab hinaus gab: Das kleine Grundstück war gut verkauft worden und reichte zu einer bescheidenen Stiftung für die Kinder.

Heute noch, da sie längst schon vergessen und ihr Grab verschwunden ist, wird alljährlich zur Herbstzeit ein Totenamt für die Magdelena Spitz gehalten, nach dem jedes Kind, das ihm angewohnt hat, einen neugebackenen Wecken und eine rote Wurst bekommt. Und heute noch heißt jenes Totenamt im Volksmunde, ohne daß man mehr recht weiß weshalb die Hexenmesse.

Vom Heiraten

Es wird unsere Leser und Leserinnen ganz gewiß interessieren, zu erfahren, wie verschiedene Völker über das Heiraten denken. Einen guten Schlüssel dazu bietet das Sprichwort. Sehr wohlwollend äußert sich der Deutsche, wenn er sagt: „Jung gefreit hat noch niemand gereut" und: „Eigener Herd ist Goldes wert". Nur heißt es im Altdeutschen: „Heiraten in Eile bereut man mit Weile". In Litauen sagt man: „Jung gefreit laß dich nicht gereuen; die Söhne werden heranwachsen wie Brüder, die Töchter wie Schwestern." Estnisch ist: „Besser zwei, als eins", finnisch: „Sorgen viel hat der Beweibte, Sorgen mehr hat der Ehelose." Der Däne sagt: „Mädchen unter zwanzig Jahren sollen einen Mann heiraten, der älter ist als sie, unter dreißig Jahren einen gleichaltrigen (?), ist sie vierzig Jahre und mehr, nehme sie, was kommt." Der Tscheche meint: „Alleinsein taugt dem Menschen nichts," der Serbe ist der Meinung: „Kurzes Holz, rasch Kohlen; späte Kinder, rasch Waisen," bemerkt jedoch nachdenklich: „Leicht ist's, eine Frau zu nehmen schwer, sie wieder los zu werden,", wozu der Russe ruft: „Die Frau ist keine Geige, die du, nachdem du gespielt hast, wieder an die Wand hängen kannst." Russischen Ursprungs sind noch die folgenden Sprichwörter: „Wenn du über Land gehst, bete einmal, wenn du auf die See gehst, zweimal, wenn du dich verheiraten willst, dreimal" — „Er ward wahnsinnig und heiratete; er kam zu Verstand und erhängte sich." Vielseitig äußert sich der Araber über's Heiraten. Dem Moslem erscheint die Ehe als eine Notwendigkeit: „Besser noch, eine Alte zu heiraten, als Junggeselle zu bleiben; muß es aber schon eine Alte sein, dann nehme man lieber die ältliche Base als ein fremdes Weib." Bekommt man keine Verwandte, so muß man wenigstens auf anständige Herkunft sehen, sollte auch ein Mädchen aus guter Familie einen so hohen Kaufpreis kosten, daß man selbst sein Bett versetzen muß: „Heirate eine Frau aus anständiger Familie und schlafe auf der Strohmatte." — „Heirate eine Tolle, wenn sie die Tochter einer Vernünftigen ist," rät der Türke, „aber nicht die Vernünftige, ist sie die Tochter einer Närrin." Drastisch ist: „Lieber ein Mistkäfer an Häßlichkeit, der mich in Ruhe läßt, als eine Gazelle an Anmut, die mich ins Verderben führt." Bitter ist ein provencalisches Wort: „Der Mann hat zwei gute Tage im Leben, wenn er seine Frau nimmt und wenn er sie beerdigt." Nicht gerade ermutigend meint der Toskaner: „Sobald einer heiratet, betritt er das Sorgenreich;" der Venetianer sagt: „Der Mann ohne Frau ist ein Saumtier ohne Ladung." Pessimistisch wie alle und ein Pferd kaufen soll man nur von seinem Nachbar" und: Südländer spricht der Italiener: „Ein Mädchen heiraten „Wer Schererei in seinem Leben haben will, muß sich ein Schiff oder ein Weib nehmen." In Italien ist übrigens der Glaube verbreitet, daß ein Mann, der früh heiratet, zeitig stirbt. Bergamaskisch heißt es: „Verheirateter Mann, Vogel im Käfig," chinesisch: „Hast du das gehörige Alter erreicht, so heirate."

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 68: Reimergänzungs-Rätsel.

Immer wehmutsvoller — es,
Immer sehnsuchtsvoller — es
In den Büschen, in den — —.
Vöglein singt den Abschieds — —.
Bald wird um die welken — —.
Kalt und rauh der Herbstwind — —.
Gras und Kräuter werden — —
Und die Blätter gelb sich — —;
Dann sind wir, die Nimmer — —,
Fern von euch, im sonn'gen — —.
Doch, wenn wir auch von euch — —,
Singen wir: Auf Wieder — —!

Nr. 69: Besuchskarten-Rätsel.

T. Hauch
Berlin.

Aus den Buchstaben dieser Besuchskarte soll der Beruf der Dame herausgesucht, d. h. zusammengestellt werden (mit „B" beginnend.)

Nr. 70: Vexierbild.

Wo ist der Wirt vom goldenen Stern?

Auflösungen aus Nr. 34

Nr. 66. Bilderrätsel: Nicht trotze auf Väter Ehre, die eigene nur ist dein!

Nr. 67. Umstellungs-Rätsel: Rahmen — Mahner.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 35 Sonntag, den 30. August Jahrgang 1925

Wenn über stiller Heide

Wenn über stiller Heide des Mondes Sichel schwebt,
Mag lösen sich vom Leide Herz, das im Leiden bebt.

Tritt vor aus deiner Kammer und trage deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer der Ewigkeit ans Herz!

Das Ewige ist stille, laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille über den Erdenstreit.

In deinen Schmerzen schweige, tritt in die stille Nacht!
Das Haupt in Demut neige! Bald ist der Kampf vollbracht.

Schweige in deinem Schmerze, geh vor aus deinem Haus
Und trag dein armes Herze an Gottes Herz hinaus!

Weil nicht im dunkeln Wald, zwischen den Tannen nicht;
Ueber die Blumenhalde trag deinen Schmerz ins Licht!

Wenn hinter dir versunken, was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken das Firmament umspannt.

Wie aus dem Nebelkleide der Mond sich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide aufwärts das Herz sich schwingt.

O Heide, stille Heide, wie sehnet sich hinaus
Zu dir das Herz im Leide, gefangen Herz im Haus!

Raabe.

Das Stadtkind.

Novellette von Ludwig Blümcke.

Nachdruck verboten.

Schön Traudchen war heute einmal wieder recht übler Laune. Das sah man nicht nur an den unmutig aufgeworfenen kirschroten Lippen, das merkte man auch an der Art und Weise, mit der sie in ihrem eleganten Boudoir unter Büchern und Nippsachen aufräumte. Da wurde kein Unterschied gemacht zwischen den prächtigen Goldschnittwerken und den weniger kostbaren Schulbüchern. Alles warf sie mit einer Gewalt, die man den zarten Händen nicht zugetraut hätte, durcheinander und dem armen Porzellanneger, der dabei zu Boden fiel und beide Beine brach, gab sie sogar noch, statt ihn zu bedauern, einen gelinden Fußtritt. Auch der kleine Muck, ein niedliches Möpschen, der sonst ihr Liebling war, fand heute keine Gnade. Sie nannte ihn heute ein garstiges, häßliches Tier und fand an seinen freiwilligen Kunststücken absolut kein Wohlgefallen.

Das war aber auch unerhört, was man ihr mit ihren siebzehn Jahren noch alles zumutete, daß man sie noch immer wie ein albernes Gör behandelte und nie nach ihrem Willen fragte. Da wollte der Papa nun eine Geschäftsreise machen und ohne weiteres bestimmte er, daß sie auf sechs Wochen nach Karlshorst zu seinem Vetter Wagner reisen sollte, um dort Milch zu trinken und Landluft zu atmen. Nicht einmal gefragt wurde sie, ob sie damit einverstanden sei. Nein, der Papa war zu hart, zu grausam. — O, dieses langweilige Karlshorst, diese ungebildeten Wagners und der ungalante Fritz Wagner, wie ihr das alles zuwider war, das konnte sie selbst ihren vertrautesten Freundinnen nicht beschreiben. Nichts, rein gar nichts gab es auf dem kleinen Gute für ein Stadtfräulein. Kühe, Schafe, Pferde und Schweine, grobe, rohe, einfältige Menschen das sollte ihr Umgang sein.

Die hellen Tränen brachen ihr aus den schönen Blauaugen. Und gerade in dieser Zeit sollte sie Berlin verlassen; gerade jetzt, wo ihr drei Bälle und die beiden herrlichen Ausflüge des Ballkränzchens in Aussicht standen. Nein, der Kummer war zu groß! — Aber was sollte alles Klagen und Weinen helfen; der Papa war eben einmal so grausam; alles mußte ihm unbedingten Gehorsam leisten.

Morgen sollte sie bereits abreisen. Es war eine recht lange und langweilige Reise. Erst mußte sie einen halben Tag mit der Eisenbahn fahren und dann noch zwei Stunden mit dem Wagen auf der staubigen Landstraße.

„Gott sei Dank," atmete Gertrud erleichtert auf, als der Zug endlich die Haltestelle, von wo aus sie mit dem Wagen abgeholt werden sollte, erreicht hatte. — Behende stieg sie mit ihrem Handtäschchen und dem großen, Blumenstrauß, den ihr ihre treueste Freundin auf dem Bahnhofe geschenkt hatte, das Trittbrett hinab und schaute nach dem Kutscher aus. Der war nirgends zu sehen; aber da war ja Fritz Wagner selber.

„Guten Tag, Kusinchen!" rief er mit seiner tiefen Stimme und drückte mit seiner gewaltigen Rechten ihre zärtliche Hand, als sollte kein Knochen darin heil bleiben. Sie hätte laut aufschreien können und ihm als ersten Gruß sagen mögen, daß er ein rechter Flegel sei. Doch sie nahm sich zusammen und schwieg. Der ungalante Mensch hatte es nicht einmal der Mühe wert gehalten, einen neuen Rock zu ihrem Empfange anzuziehen. Seine graugrüne Joppe, der ausgeblichene Hut auf dem semmelblonden Lockenhaar, lange schmutzige Stiefel an den Füßen, das war seine Tracht. Anders hatte sie ihn nie gesehen.

Jetzt saß sie neben ihm auf dem kleinen Einspänner und mußte sein langweiliges Gerede von der Landwirtschaft anhören. Eigentlich paßte es sich gar nicht, daß er sie ohne weiteres „du" und „Kusinchen" nannte, wo sie ja doch sehr entfernt mit ihm verwandt war. Nun, den guten Ton kannte er eben nicht, man mußte Nachsicht mit ihm üben.

„Du hast dich aber sehr verändert in den 2 Jahren, seit ich dich nicht gesehen", sagte er plötzlich mit sanfterer Stimme und mit einem zärtlichen Seitenblick auf Trudes schönes Gesichtchen. „Du bist sehr gewachsen und viel kräftiger geworden. Gib nur acht, wenn du über sechs Wochen nach Berlin zurückkehrst, wird man dich gar nicht mehr für ein verzärteltes Stadtkind halten."

„Verzärteltes Stadtkind?" wiederholte sie, Fritz einen zornigen Blick aus ihren blauen Augen zuwerfend. „Das ist doch stark. — Ich finde, du hast dich in den zwei Jahren auch nicht im mindesten verändert." Damit warf sie ihr Trotzköpfchen nach der anderen Seite und schien von Fritz überhaupt nichts mehr wissen zu wollen.

Der arme Fritz machte ein verlegenes Gesicht. — Ach, wenn das eigensinnige Kusinchen ahnte, wie fern es ihm lag, sie zu kränken, wenn sie es ahnte, wie lieb er sie hatte, vielleicht hätte sie ihn dann besser verstanden.

Man war auf dem Gutshofe, der hinter hohen Pappeln versteckt, eine halbe Meile von der Kreisstadt entfernt lag, angelangt. Der alte Nero empfing die Ankömmlinge mit lautem Gebell. — Onkel Wagner, ein breitschulteriger kleiner Herr mit rotem, gutmütigem Gesicht, winzigen grauen Augen und einem gewaltigen graubraunen Barte, stand auf seinen dicken Eichenstock gestützt, vor dem schlichten, aber äußerst sauberen Wohnhause und hieß das Stadtfräulein mit seiner tiefen Stimme herzlich willkommen. Tante Wagner, eine schlanke, alte Dame mit blassem mildem Gesicht und großen, blauen Augen, streckte den Kopf mit dem weißen Häubchen zum Fenster hinaus und nickte Trude freundlich zu.

Fritz sprang gewandt vom Wagen und hob das Kousinchen mit seinen starken Armen ohne Mühe herab.

Im Innern des Hauses war alles einfach und sauber. Die Möbel in der guten Stube, in welche man den feinen Besuch führte, schienen Gertrud höchst unmodern und wenig geschmackvoll zu sein. Die beiden Landschaftsgemälde über dem Sofa waren ein wenig verblichen und stammten gewiß von keinem berühmten Meister. Alles andere, was sich

sonst noch in dem niedern Stübchen befand, war ebenfalls in des vornehmen Stadtkinds Augen nicht einwandfrei.

Da saß man nun um den alten runden Tisch aus Eichenholz und unterhielt sich— Was der Onkel Wagner nur alles zu fragen hatte. Er tat wirklich, als ob er meinte, Gertrud wäre in alle Geschäfte ihres Vaters eingeweiht. Und dabei hatte sie von diesem nicht die geringste Ahnung. Die Tante erkundigte sich nach Vetter Christian, Onkel Moritz, Tante Klara und wie die vielen Verwandten alle hießen. Wie es ihnen ging, was sie machten, wo sie jetzt wohnten und und wie sie wohnten, das alles sollte Trude wissen, die doch so wenig mit ihnen in Berührung kam, da sie soviel anderes zu tun hatte. Dann erzählte ihr Tante Wagner von Hühnern, Tauben, Gänsen und Enten. Der Onkel sprach von der Ernte und Fritz saß dabei, als könnte er nicht bis drei zählen. Er wußte auch nur von Rambin, Sabin und Wardin, großen Gütern, auf denen er die Wirtschaft gelernt zu erzählen, oder von Schimelbein, wo er die landwirtschaftliche Schule besucht und seine ganze Wissenschaft geschöpft hatte. Da er nun wußte, daß Trude davon nichts hören mochte, so schwieg er heute ganz still. — Etwas anders war er übrigens doch geworden, konstatierte die Kousine bald. Er war zahmer und auch ein wenig höflicher als vor 2 Jahren.

Langweilig und uninteressant wie der erste Tag waren für Gertrud auch die übrigen. Ihre gutmütigen Verwandten gaben sich die größte Mühe, ihr den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Sie führten sie bei den Nachbarn ein, machten ihretwegen Besuch und gaben Gesellschaften, was sonst in Karlshorst zu den größten Seltenheiten gehörte. Aber was war das alles gegen die Freuden, die Trude gerade jetzt in Berlin gehabt hätte.

Heute erwartete man in Karlshorst Besuch aus der Stadt, recht feinen Besuch. Gerichtsrats nämlich. Der alte Herr von Berger hatte sich mit Gemahlin, Fräulin Tochter und seinem in der städtischen Damenwelt sehr gefeierten filius dem Assessor, angemeldet. — Das waren so recht Leute nach Trudes Geschmack. Der junge Assessor war ein äußerst angenehmer Gesellschafter, ein prächtiger, ein entzückender Herr. Wie der zu plaudern verstand, wie geistreich er war, wie interessant! Er übertraf in der Tat sämtliche Leutnants, die Trude in Berlin kennen gelernt. Und sie mußte auch Eindruck auf ihn gemacht haben, er schaute sie so verliebt an mit seinen herrlichen, schwarzen Augen, daß es ihr wohl und warm im Herzen wurde Da erzählte er ihr eben von einem Hünengrab, das oberhalb des Sees lag, der an das Gut grenzte. An dieses Grab knüpften sich verschiedene Sagen und darum gehörte es zu den interessantesten weit und breit. Sie müßte es entschieden sehen und ihm würde es das größte Vergnügen sein, sie dorthin zu begleiten und ihr allerlei Einzelheiten zu erklären. Trude willigte mit tausend Freuden ein und verabredete die Tour zum Hünengrabe auf einen der nächsten Tage.

Fritz saß, während der Assessor Trude so interessant unterhielt, ernst und wortkarg neben der Rätin, einer sehr emanzipierten alten Dame. Ihm entging es nicht, mit welchen Blicken der junge von Berger das Kousinchen, dieses alberne Gänschen, das von der Welt noch so wenig verstand, anstarrte. Er sah es wohl, daß ihr der redegewandte, schmucke Herr imponierte. Er wußte es ja auch nur zu genau, welches Glück der Assessor bei den Damen hatte. Etwas wie brennende Eifersucht regte sich in seiner Brust. Er kannte den jungen Berger ganz genau, er wußte, wie viele Schulden derselbe hatte, welch lockeres Leben hinter ihm lag. Wenn er nun die Tochter des reichen Kommerzienrats Schirmer zur Frau bekam, und das konnte ihm nicht schwer werden nach allem, was Fritz sah, dann war er ein gemachter Mann. Er konnte seine Schulden alle begleichen und das flotte Leben fortsetzen.

Fritz war es unmöglich, heute liebenswürdig zu sein und seine Pflichten als Sohn des Hauses zu erfüllen. Seine Mutter mußte ihn immer wieder ermahnen, doch wenigstens kein so sauertöpfisches Gesicht zu machen und sich seiner Dame etwas mehr zu widmen.

Als Gerichtsrats zu später Stunde aufgebrochen waren, stand Fritz noch lange mit gerunzelter Stirn in dem kleinen Giebelstübchen, das er bewohnte, und schaute in die schwarze Nacht hinaus. „Die Welt ist falsch. Betrug, Schein Heuchelei, das sind ihre Tugenden," sagte er zu sich selber. Dann hallte er seine nervigen Fäuste und sprach halblaut vor sich hin: „Und es soll dir nicht gelingen, du Elender. Sie ist ein törichtes Kind, ihre ganze Erziehung ist schuld daran, aber sie ist rein und gut. Dir soll sie nicht zum Opfer fallen!"

In Karlshorst herrschte heute große Aufregung. Der Hund des Kuhhirten war bei der großen anhaltenden Hitze toll geworden und hatte das dreijährige Kind eines Tagelöhners gebissen. Der Arzt war soeben dort gewesen und hatte erklärt, daß das kleine Mädchen unrettbar verloren sei. Gertrud, die trotz mancherlei Fehler ein sehr gutes Herz hatte, vernahm diese Kunde mit großem Bedauern. Ungeachtet der Vornehmheit und Feinheit, deren sie sich sonst befleißigte, begab sie sich in das dürftige, unsaubere Stübchen der Tagelöhnerfamilie und suchte die weinende Mutter in rührender Weise zu trösten. Der Schmerz der Aermsten ging ihr so nahe, daß ihr die Tränen unablässig aus den schönen Augen brachen. Um der betrübten Mutter wenigstens einen kleinen Trost zu spenden, beschenkte sie dieselbe reich und versprach, alles zu bezahlen, was sie dem kranken Kinde an Erquickungen und Linderungsmitteln kaufen würde. Die Tagelöhnerfrau küßte dem edlen Fräulein voller Dankbarkeit die Hand und sagte: „Wollte Gott, Sie würden einmal unsere Herrin. Wir würden tun, was wir Ihnen an den Augen absehen könnten."

— — —

Der Tag war gekommen, den Gertrud in ihrem Herzen sehnlichst herbeigewünscht hatte. Der noble Herr Assessor stellte sich pünktlich ein, um sie zu dem berühmten Hünengrab zu begleiten. Schön Traudchen war heute noch mehr von dem herrlichen Manne entzückt als neulich. Er sah auch wirklich vornehm aus: hochgewachsen, schlank wie eine Tanne, einen stattlichen, wohlgepflegten Schnurrbart in dem etwas blassen, aristokratischen Gesicht. Das lange dunkle Haar, das er etwas nachlässig nach oben gekämmt trug, verlieh dem interessanten Kopfe etwas geniales, künstlerisches. Wie viel nichtssagender sah doch Fritz aus, wenn er so neben dem Herrn Assessor von Berger stand. Wohl kam er diesem an hohem Wuchse gleich, auch schlank war seine Figur, wenn gleich weit kräftiger als die des Assessors. Aber wie uninteressant sah das wettergebräunte Gesicht mit dem ganz hellblonden, fast weißen Schnurrbart und den großen, hellblauen Augen aus. Das einzig Schöne an Fritz war vielleicht das lockige Haar, aber das war semmelblond, eine Farbe, die Trude gar nicht liebte. Seine Stimme war viel zu tief, zu rauh. Seine Hände waren gar nicht zart, sie waren gebräunt und hart, wie die eines Arbeiters. Kurz, er war in Gertruds Augen ein ganz gewöhnlicher, häßlicher Mensch.

Jetzt gingen sie beide dahin, Gertrud und der Assessor. Fritz schaute ihnen pochenden Herzens nach. Wie sah das Kousinchen gerade heute reizend aus in dem rosafarbenen Spitzenkleide und dem kecken kleinen Hute, der das herrliche Blondhaar nur zum geringen Teil bedeckte. Wie glühten ihre Wangen, wie begeistert leuchteten die schönen Augen unter den großen Seidenwimpern hervor. Ja, ja, sie liebte den Mann, den er haßte wie die Sünde. Dort in dem Laubwalde, in den sie eben einbogen, würde er ihr seine wohldurchdachte, schwungvolle Liebeserklärung machen.

„Nein, nein, ich dulde das nicht," sagte Fritz vor sich hin und folgte den beiden auf einem verborgenen Pfade, von dem aus er sie deutlich beobachten konnte, ohne selber gesehen zu werden. — Der Assessor sprach im Anschluß an die Geschichte vom Hünengrabe mit beredter Zunge von Mannesmut und Mannestreue. In bescheidenster Weise flocht er auch mit ein, wie er selber bereits öfters Gelegenheit gehabt, seinen Mut auf die Probe zu stellen, und seine ritterliche Gesinnung zu beweisen. Gertrud hörte aufmerksam den Worten des Helden zu, er imponierte ihr immer mehr. Doch plötzlich fiel sie ihm ins Wort und rief erbleichend aus: „Gott im Himmel, Herr Assessor, der tolle Hund!"

Von Berger schaute nach der Richtung, die Trude mit ihrem Sonnenschirm bezeichnete, und gewahrte ebenfalls einen gewaltigen weißen Hund, der gerade auf sie beide zueilte. — Da gab es kein Entrinnen. — Das Tier war nicht mehr fern und Gertrud erkannte nur zu genau in ihm des Kuhhirten tollgewordenen Sambo. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, und der Assessor wurde blaß wie der Kalk an der Wand, er bebte an allen Gliedern und schaute sich ängstlich nach Hilfe um. Auch keine Spur der eben so gerühmten Ritterlichkeit blieb in ihm übrig. Am Wege stand eine hohe Weide, die konnte Schutz gewähren. Ohne von Gertruds Flehen, sie zu beschützen, Notiz zu nehmen, kletterte der schneidige Herr mit katzenartiger Geschwindigkeit auf den Baum, ungeachtet des argen Schadens, den seine eleganten hellen Beinkleider, der neue Gehrock, die schöne weiße Weste dabei nahmen. — Er war in Sicherheit. — Gertrud hatte der Schreck die Glieder gelähmt, sie war nicht fähig, auch nur einen Schritt zu tun. — Schon ist die Bestie mit dem schäumenden Rachen ganz nahe! — Keine Rettung, kein Helfer nah und fern! Aber da, Gertruds Lippen entspringt ein Jubelschrei, da steht Fritz auf einmal an ihrer Seite. Er hat eine der Zaunlatten ergriffen, die neben der Weide lagen und tritt dem tollen Hund kühn entgegen.

Ein kräftiger Hieb, noch ein zweiter, und das wütende Tier liegt mit zerschmettertem Schädel am Boden.

Gertrud ist gerettet, sie sinkt, einer Ohnmacht nahe, in Fritzens Arme und stammelt etwas wie Dankesworte.

Als alle Gefahr vorüber war, kletterte Herr von Berger mit arg zerfetzten Beinkleidern und übelzugerichtetem Gehrock von der schützenden Weide herab. „Gnädiges Fräulein", stotterte er in größter Verlegenheit, „gnädiges Fräulein werden entschuldigen — muß mich leider jetzt — äh, — muß mich notgedrungen aus dem Staube machen, da meine Kleidung — nicht ganz salonfähig ist." — Damit eilte er mit höflicher Verbeugung davon.

„Der Elende, pfui!" sagte Trude, „wie er mich betrogen hat! Ach Fritz, die Welt ist doch falsch und voller Betrug." Dabei füllten Tränen ihre Augen. „Fritz vergib mir alles, was ich dir tat," sagte sie, als sie dann, noch immer auf ihres Retters Arm gestützt, neben ihm heimwärts ging. „Ich habe dir viel Unrecht getan. Du hast mir trotzdem das Leben gerettet, und ich bin dir bis in alle Ewigkeit heißen Dank schuldig."

Fritz sagte wenig, aber aus seinen Trude sonst so uninteressant scheinenden Augen, strahlte helle Freude. Er fühlte sich so glücklich zu dieser Stunde, wie noch nie zuvor in seinem Leben. Und als man den Gutshof erreicht hatte, da drückte er ihr die Hand, zarter als Trude es für möglich gehalten, und sagte mit weicher Stimme: „Liebes Kousinchen, du kannst es dir nicht denken, wie glücklich ich bin, daß ich dich retten durfte! Sei versichert, ich würde für dich vor Hölle und Teufel nicht zurückschrecken!"

Mit Gertrud ging eine seltsame Veränderung vor. Sie kannte sich selbst gar nicht wieder. Wie war das nur möglich, daß sie auf einmal an allem, was sie noch wenige Tage zuvor so gelangweilt, jetzt Freude und Wohlgefallen fand? Sie hörte der Tante und dem Onkel und vor allem Fritz, der ihr auf einmal sehr geistreich und verständig vorkam, gerne zu, wenn sie von der Wirtschaft und anderem erzählten, das sie sonst nicht hören mochte.

Als die sechs Wochen um waren und der Vater schrieb, daß er von der Reise heimgekehrt sei, da hatte sie gar keine Lust, nach Berlin zurückzureisen; sie bat, noch einige Zeit in Karlshorst bleiben zu dürfen, da ihr das Leben auf dem Lande soviel besser gefiele, als das Stadtleben. Ihrer treuen Freundin, die diese Umwandlung gar nicht fassen konnte, schrieb sie, sie wäre bisher ein törichtes Kind gewesen, das an eitlem Flitter und Schein Wohlgefallen gefunden hätte, jetzt wäre sie endlich zur Vernunft gekommen und könne den Schein vom Sein unterscheiden.

— — —

Als Vetter Fritz Gertrud dann eines Tages in allem Ernst fragte, ob sie wohl immer in Karlshorst bleiben möchte, und zwar als sein geliebtes Weib, da hatte sie nichts geantwortet, sondern mit glühendem Gesicht zu Boden geschaut und es geduldet, daß Fritz sich eng an sie schloß.

Ueber ein Jahr war Gertrud Vetter Fritzens Gattin und Herrin in Karlshorst. — Onkel und Tante Wagner waren nach der Stadt gezogen und freuten sich bei jedem Besuch in Karlshorst darüber, daß das verwöhnte Stadtkind eine so tüchtige und umsichtige „Landfrau" geworden war.

Und Gertrud war als „Landfrau" überaus glücklich geworden, sie hatte es ihren Freundinnen oft gesagt, daß sie nie einen besseren und gescheiteren Mann hätte kriegen können als ihren Fritz.

Die Spitzmadelhex

Von Rechts wegen hieß sie Magdalena Spitz — aber keiner Seele im Dorfe fiel es ein, ihr diesen Namen zu geben. Ins Gesicht nannte man sie mit einer Art furchtsamer Freundlichkeit „Bäsle", hinter ihrem Rücken aber nicht minder furchtsam, nur daß die Freundlichkeit wegblieb: Spitzmadelher! Und dabei kniff man stets noch den Daumen ein, damit sie einem auch aus der Ferne nichts Böses zufügen konnte — denn eine Hexe war die Magdalena Spitz, so viel war sicher und ausgemacht!

Und wem ihr Alter als Beweis der Hexenhaftigkeit nicht genügte, der dufte sich das Bäsle nur genauer ansehen: ging ein ehrlicher Christenmensch etwa so wie sie? Ihr Oberkörper beugte sich so stark vornüber, daß er mit ihren ungewöhnlich kurzen Beinen fast einen rechten Winkel bildete, und wenn die Alte mühsam auf ihren Stock gestützt durch das Dorf humpelte, sah das gerade schrecklich genug aus.

Und abends nach Sonnenuntergang schlich sie noch unschicklicherweise an der Kirchhofmauer entlang und rupfte hier ein Gräslein und dort ein Blättlein ab, woraus sie ganz sicher ihre Zaubertränke braute. Zwar hatte diese noch kein Mensch gesehen, noch viel weniger gekostet, und der siebengescheite Apotheker lachte jeden aus, der ihm eine Andeutung darüber machte, und er behauptete, die Magdalena Spitz suche die Heilkräuter für ihn und nicht umsonst. Ja, wer das nur so glaubte!? Die halfen eben zusammen — Apotheker sind auch so halbe Giftmischer!

Den Kindern im Dorfe wurde so früh wie möglich eingeschärft, der Spitzmadelher, wo sie nur konnten, aus dem Wege zu gehen; denn gerade auf die unschuldigen Kindlein haben es die Hexen von jeher am meisten abgesehen, und gerade ihnen tun sie mit ihrem bösen Blick den größten Schaden an Leib und Seele.

Im übrigen war die Alte dankbar für jedes gute Wort; denn sie wußte wohl von dem Gerede, das seit Jahren über sie im Umlauf war, und kannte auch den bösen Namen, den man ihr im Dorfe gab. Und wäre er ihr durch Zufall wirklich noch fremd gewesen, so hätte sie ihn eines schönen Tages durch einen meiner Brüder erfahren, und das kam so.

Meine Mutter ging in der warmen Jahreszeit oft zwischen Tag und Licht auf den nahen Friedhof, wo ein paar kleine Geschwister von mir ruhten.

Bei einem solchen Gange schenkte nun einstmals das Bäsle meinem Bruder eine lange Hirschgabel; so nennt man in meiner Heimat einen Zweig der Himbeerstande, an dem man die Blätter hart am Stielansatz abzwickt und nun an die kahlen, dünnen Aestchen große, dunkelrote Erdbeeren spießt.

Mein Bruder nun, im gemischten Gefühl der freudigen Befriedigung über die verlockende Gabe und des heimlichen Unbehagens darüber, daß sie von einer Hexe kam, nahm die Hirschgabel etwas zögernd an und vergaß in der Verwirrung das Danken. Das gefiel meiner Mutter wenig; um ihren ungehobelten Sprößling an seine gesellschaftlichen Pflichten zu erinnern, fuhr sie ihm leicht über den Haarschopf und fragte etwas ungehalten: „Nun, Bubi, wie sagt man denn?"

Zweifelnd schaute mein Bruder zuerst das Bäsle und dann die Mutter an, und als diese ihm aufmunternd zunickte, nahm er seinen ganzen Mut zusammen und sagte: „Spitzmadelher!"

In seiner kindlichen Unschuld hatte er gemeint, die Mutter wolle wissen, wie man im Dorfe zum Bäsle sage.

Meine arme Mutter geriet natürlich in keine geringe Verlegenheit, und mir ist nicht bekannt, wie sie sich aus der Geschichte zog. Ich weiß nur, daß sie von diesem Tag an noch freundlicher gegen das Bäsle war und uns Kindern bei jeder Gelegenheit von ihm als einem armen, hilflosen Weiblein sprach, das durch der Menschen Unverstand und Bosheit viel zu Unrecht leiden müsse ...

In einer stürmischen Herbstnacht wurden wir durch Feuerlärm geweckt: das Häuschen der Spitzmadelher brannte — und als die ersten zur Hilfe sich einfanden, schlugen bereits die Flammen zum Dachstuhl hinaus. Das morsche Gebäude brannte wie Zunder, und es gehörte ein doppelter Mut dazu, in das dem Einsturz nahe Hexenhaus einzudringen und seine Bewohnerin zu retten.

Zwar meinte in dem allgemeinen Lärm einer, es sei kein Schaden, wenn die Hexe in dem Hause, das gewiß der Teufel angezündet habe, verbrenne. Zur Ehre der andern aber sei's gesagt, daß man ihn barsch schweigen hieß — ein Mensch sei das Bäsle immerhin!

Zwei beherzte Männer schlugen die Haustüre ein und fanden dicht dahinter das arme Weiblein am Boden liegen, zwar betäubt vom Qualm — aber noch lebend und leise röchelnd.

Man beeilte sich, den Pfarrer herbeizuholen, denn wenn eine Hexe vor ihrem Tode sich noch bekehren will, da tut Eile not!

Der geistliche Herr saß lange am Lager der Alten und redete ihr trostreich zu; zwar war sie keine allzu eifrige Kirchengängerin mehr gewesen, seit man ihr im Dorfe den Haß und die Verachtung so offenkundig zeigte. Aber ihren sonstigen Glaubenspflichten war sie stets gewissenhaft nachgekommen, und oft genug hatte der entrüstete Pfarrer die Gelegenheit wahrgenommen, seinen dickköpfigen Pfarrkindern ihren Aberglauben und ihr ungerechtes Benehmen gegen die Alte vorzuhalten — freilich mit recht wenig Erfolg.

Mit ihrem Gotte hatte das Bäsle stets in Frieden gelebt, und auf ihr Abscheiden war sie bei ihrem hohen

---

* Aus dem Buche „Leute von der Rauhen Alb" (Herder. Freiburg i. Br.; gebunden M. 3.60) von Marie M. Schenk bringen wir hier eine anmutige Dorfgeschichte gekürzt zum Abdruck. Die schwäbische Schriftstellerin besitzt die Kunst, Humor und Tragik glücklich zu mischen.